St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

R. Brendamour & Co

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 29. Sonntag, 19. Juli. 1925

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 19. Juli: Vincenz v. P.
Montag, den 20. Juli: Elias.
Dienstag, den 21. Juli: Daniel.
Mittwoch, den 22. Juli: Maria Magdalena.
Donnerstag, den 23. Juli: Apollinaris.
Freitag, den 24. Juli: Chriſtina.
Samstag, den 25. Juli: Jakobus.

Sonntagslesung.

Die falſchen Propheten. Es hat vielleicht niemals in der Kirche Gottes eine Zeit gegeben, in der ſo viele falſche Propheten ſich an ihre Gläubigen herandrängen, um ſie für ihre Gedanken und Beſtrebungen zu gewinnen, wie heute. Adventiſten, Theoſophen, Spiritiſten, Okkultiſten, und wie ſie alle heißen. Neue Meſſiaſſe, die eine neue Religion verkünden und der armen Menſchheit Glück verheißen, treten auf und halten Vorträge und Reden, und die neugierige Menge füllt die Säle und horcht ſtundenlang, wie einem Ausrufer auf der Straße zu, wie ſie ihre Waren anpreiſen. Wie mag das doch ſein, daß auch unter Katholiken ſich ſo manche finden, die ſich von dieſen Dingen gefangen nehmen laſſen? Befriedigt ſie denn unſere hl. Religion nicht mehr? Möglich, aber warum? Weil ihnen die Lehren und Grundſätze der hl. Religion nicht mehr gefallen? Kaum, denn die ſind ſo edel und ſchön, daß jeder Edeldenkende zu ihnen ſich hingezogen fühlen muß. Ob es nicht vielmehr daran liegt, weil ſie ſo viele Katholiken um ſich ſehen, die mit dem Sagen von „Herr, Herr“ meinen ins Himmelreich zu kommen, aber in ihrem täglichen Leben, was Liebe, Güte, Wohlwollen, Gerechtigkeit anlangt, nicht den Willen Gottes tun? Es iſt nun einmal ſo, wir alle wünſchen gute Beiſpiele um uns zu ſehen. Das gute Beiſpiel macht die Lehre ſelbſt, durch deren treue Befolgung man eben das gute Beiſpiel gibt, einem anderen wahr, lieb und erſtrebenswert. Die böſen Zeiten kommen oft weniger von den wirklich ſchlechten Menſchen, ſondern daher, daß die Gutſeinſollenden verſäumt haben, die Zeiten zu verbeſſern. — An den Früchten will man die Wahrheit einer Lehre erkennen.

Heiligung der täglichen Werke.

XXIX.

Pflichten des Katholiken gegen die Kirche.

1. Sage Gott alle Tage Dank, daß du ein Kind der katholiſchen Kirche biſt. Was würden dich alle noch ſo lobenswerten Anſtrengungen und alle ſittlichen Tugenden nützen, ohne den wahren Glauben? „Ohne Glauben“, ſagt der hl. Apoſtel, „iſt es unmöglich, Gott zu gefallen.“ Deshalb bete ſtets um die Gabe der Beharrlichkeit und Anhänglichkeit an die Kirche. So lange du ihr treuer Sohn oder ihre treue Tochter biſt, kannſt du auf den Himmel hoffen, wenn du jene Heilmittel recht gebrauchſt, welche ſie dir ſo mütterlich anbietet.

2. Denke und rede allzeit ehrerbietig von der katholiſchen Kirche, von ihren Geſetzen, Gebräuchen, Uebungen uſw. Der erſte Schritt zum Abfall von ihr iſt die Verachtung ihrer Geſetze und Uebungen. Alle jene, welche die älteſten, heiligſten Gebräuche als Albernheiten verlachen, die heilſamſten Geſetze und Anordnungen ohne Scheu verletzen, welche die Prieſterſchaft, Biſchöfe und den Papſt ſchmähen, alle dieſe ſind dem Abfalle von der Kirche nahe! Laſſe dich deshalb nicht irreführen von jenen, die ſich zwar noch Chriſten nennen, aber in der Tat ſich ſelbſt eine Religion nach ihrem Kopfe machen. Beharre du bei der ſchuldigen Hochachtung, welche jene Kirche verdient, die Gott mit ſo ſichern Kennzeichen, mit ſo vollgiltigen Zeugniſſen und mit ſo vielen Wundern als die wahre beglaubigt hat.

3. Zeige deine Hochſchätzung gegen die wahre Kirche durch heilige Sitten. Das Evangelium muß die Richtſchnur deines Lebens ſein; nach der Lehre und dem Beiſpiel Jeſu Chriſti mußt du dein inneres und äußeres Verhalten ordnen, ſonſt gereicht dir der Name eines katholiſchen Chriſten nicht zur Ehre, ſondern zur Schande. Gute Sitten ſind die ſicherſte Probe, wie viel die Kirche bei dir gelte. Anders leben und anders glauben, iſt ſoviel als in Werken leugnen, was man in Worten bekennt. Du magſt daher noch ſo ſchlagende Beweiſe bringen, daß die katholiſche Kirche die wahre ſei, du wirſt bei Irr- und Ungläubigen wenig ausrichten, wenn dein Betragen deiner Lehre widerſpricht. Wie ganz anders würde es ausſehen in den Gemeinden und in der Welt, wenn es nicht ſo manche katholiſche Chriſten gäbe, die durch ihr liebloſes, ausgelaſſenes, ja ſelbſt laſterhaftes Leben ihren eigenen Glauben Lügen ſtrafen und unſägliches Verderben durch ihr böſes Beiſpiel ſtiften. Ein fauler Apfel ſteckt hundert gute an.

4. Schäme dich deiner Kirche niemals. Die heiligen Martyrer haben dieſelbe öffentlich bekannt, und haben Blut und Leben für ſie gegeben. Wenn die Zeitverhältniſſe auch ein ſo ſchweres Opfer von dir nicht fordern, ſo mußt du dir doch noch eine Ehre daraus machen, als guter, katholiſcher Chriſt angeſehen zu werden; deine Feinde werden nur um ſo mehr Hochachtung vor dir haben. Aber in vermeſſene Glaubensſtreitigkeiten laß dich nicht ein. Ich ſage: in vermeſſene. Jene ſollen tapfer gegen die Irrlehre auftreten, welche die notwendige Wiſſenſchaft, Klugheit und Demut beſitzen. Gehen dieſe Eigenſchaften ihnen aber ab, ſo iſt es gefährlich, jenes zu wagen. Derjenige, welcher das beſte Schwert nicht gut zu führen weiß, muß das Fechten aufgeben!

5. Setze dich und die deinigen keiner Gefahr aus, im wahren Glauben wankend zu werden. Lies kein Heft, kein Buch, keine Zeitung, keine Schmähſchrift, in welcher die katholiſche Kirche, deren Oberhaupt, Lehre, Prieſterſchaft mit Geringſchätzung behandelt werden. Dulde ſolche Schriften und Bücher und Zeitungen nicht in deinem Hauſe; ſollten ſie noch ſo ſchön geſchrieben ſein, traue nicht — es iſt heimliches Gift im goldenen Becher. Wenn du deine Kinder in Dienſt zu geben genötigt biſt, bringe ſie zu braven, katholiſchen Herrſchaften, damit ſie ihrem Glauben treu bleiben.

6. Sei, ſo viel du kannſt, tätig für die Verbreitung der wahren Kirche. Nimm dir nur ein Beiſpiel an den Gegnern unſeres heiligen Glaubens. Was laſſen dieſe ſich koſten, ihre Anſichten zu verbreiten! Wie viele Tauſende, ja Millionen Flugblätter, Zettel, Traktätlein uſw. ſenden ſie durch die ganze Welt! Sollten die katholiſchen Chriſten weniger tun für die Wahrheit, als jene für den Irrtum!? Durch Gebet, gutes Beiſpiel, freundliches Zureden, gutgeſchriebene katholiſche Bücher, Empfehlung eines guten Sonntagsblattes kann mancher Schwankende und Irrende auf gutem Wege erhalten, kann manche Familie vor dem Unglauben gerettet werden.

Beiſpiele.

Als man einſt den hl. Pacian, Biſchof von Barcelona, fragte,

Worten des Apoſtels „die Liebe das Band der Vollkommenheit.“ Aber wir müſſen uns doch Mühe geben, dieſe Tugend zu erlangen. Herrſchte die Liebe auf der Welt, aller Streit und Zank hätte ein Ende und die Erde würde zum Paradies. Wenn wir dieſes liebloſe Deuten, dieſes liebloſe Urteilen und Kritiſieren ließen, unſer Leben würde ein ganz anderes Ausſehen bekommen. Welche Unſumme von Bitterkeit tragen wir mit uns herum!

Was ſoll damit werden? In den Himmel können wir dieſe Bitterkeit nun einmal nicht mitnehmen. Wo ſoll man ſie zurücklaſſen? Es wird ſicher ein langer, ſchmerzhafter Prozeß im Fegfeuer ſein; und wir dürfen noch von Glück ſagen, wenn das Erbarmen Gottes ſo überfließend ſein ſollte, daß das Gericht unſerer Liebloſigkeit und Bitterkeit uns nicht in noch tiefere Feuer hinabzieht, in eine Tiefe, aus der keiner mehr hervortaucht. Es gibt kaum eine ſchönere und wirkſamere Vorbereitung für den Himmel, als liebevolle, gütige Gedanken hegen.

Der Hageſtolz.

2) Erzählung von Adalbert Stifter.

Dann drangen die Vier durch Röhrichte und Auen vor, bis ſie zu einem Damme gelangten, auf dem eine Straße lief und ein Wirtshaus ſtand. Bei dem Wirte mieteten ſie einen offenen Wagen, um nun jenſeits des Stromes in die Stadt zurückzufahren. Sie flogen an Auen, Gebüſchen, Feldern, Anlagen, Gärten und Häuſern vorbei, bis ſie die erſten Gebäude der Vorſtädte erreichten und abſtiegen. Als ſie ankamen, lag die Sonne, die ſie heute ſo freundlich den ganzen Tag begleitet hatte, weit draußen am Himmel als glühende erlöſchende Kugel. Da ſie untergeſunken war, ſahen die Freunde die Berge, auf welchen ſie heute ihre Morgenfreuden genoſſen hatten, als einfaches blaues Band gegen den gelben Abendhimmel emporſtehen.

Sie gingen nun gegen die Stadt und deren ſtaubige, bereits dämmernde Gaſſen. An einem beſtimmten Platze trennten ſie ſich und riefen einander fröhlichen Abſchied zu.

„Lebewohl,“ ſagte der eine.

„Lebewohl,“ antwortete der andere.

„Gute Nacht, grüße mir Roſina.“

„Gute Nacht, grüße morgen den Auguſt und Theobald.“

„Und du den Karl und Lothar.“

Es kamen noch mehrere Namen; denn die Jugend hat viel Freunde und es werben ſich täglich neue an. Sie gingen auseinander. Zwei derſelben ſchlugen den nämlichen Weg ein, und es ſagte der eine zu dem andern: „Nun, Viktor, kannſt du die Nacht bei mir bleiben und morgen gehſt du hinaus, ſobald du nur willſt. Iſt es auch wirklich wahr, daß du gar nicht heiraten willſt?“

„Ich muß dir nur ſagen,“ antwortete der Angeredete, „daß ich wirklich ganz und gar nicht heiraten werde und daß ich ſehr unglücklich bin.“

Aber die Augen waren ſo klar, da er dieſes ſagte, und die Lippen ſo friſch, da der Hauch der Worte über ſie ging.

Die zwei Freunde ſchritten noch eine Strecke in der Gaſſe entlang, dann traten ſie in ein wohlbekanntes Haus und gingen über zwei Treppen hinauf an Zimmern vorbei, die mit Menſchen und Lichtern angefüllt waren. Sie gelangten in eine einſame Stube.

„So, Viktor,“ ſagte der eine, „da habe ich dir neben dem meinen ein Bett herrichten laſſen, daß du eine gute Nacht haſt, die Schweſter Roſina wird uns Speiſen heraufſchicken, wir bleiben hier und ſind fröhlich. Das war ein himmliſcher Tag und ich mag ſein Ende gar nicht mehr unten bei den Leuten zubringen. Ich habe es der Mutter ſchon geſagt; iſt es nicht ſo recht, Viktor?“

„Freilich,“ entgegnet dieſer, „es iſt bei dem Tiſch deines Vaters ſo langweilig, wenn zwiſchen den Speiſen ſo viele Zeit vergeht und er dabei ſo viele Lehren gibt. Aber morgen, Ferdinand, iſt es nicht anders, ich muß mit Tagesanbruch fort.“

„Du kannſt, ſobald du willſt,“ antwortete Ferdinand, „du weißt daß der Hausſchlüſel innen in der Torniſche liegt.“

Während dieſes Geſpräches begannen ſie ſich zu entkleiden und ſich der läſtigen, ſtaubigen Stiefeln zu entledigen. Ein Stück der Kleider ward hierhin, das andere dorthin gelegt. Ein Diener brachte Lichter und eine Magd ein Speiſebrett mit reichlicher Nahrung verſehen. Sie aßen ſchnell und ohne Auswahl. Dann ſchauten ſie bald bei dem einen, bald bei dem andern Fenſter hinaus, gingen in dem Zimmer herum, beſahen die Geſchenke, die Ferdinand erſt geſtern bekommen hatte, zählten die roten Abendwolken, kleideten ſich vollends aus und legten ſich auf ihre Betten. In denſelben redeten ſie noch fort; aber ehe einige Minuten vergingen, war keiner mehr mächtig weder zu reden noch zu denken; denn ſie lagen beide im tiefen Schlafe.

Das nämliche mochte auch mit den andern ſein, welchen dieſelbe Luſt mit ihnen heute zu teil geworden war. — —

Während die Jünglinge dieſen Tag ſo gefeiert hatten, war auf einer anderen Stelle etwas anderes geweſen: ein Greis hatte den Tag damit zugebracht, daß er im Sonnenſcheine auf der Bank vor ſeinem Hauſe geſeſſen war. Weit von dem grünen Baumplatze, wo die Nachtigallen geſchlagen und die Jünglinge ſo fröhlich gelacht hatten, lag hinter den glänzenden blauen Bergen, die die Ausſicht des Platzes beſäumten, eine Inſel mit dem Hauſe. Der Greis ſaß an dem Hauſe und zitterte vor dem Sterben. Man hätte ihn vorher ſchon viele Jahre können ſitzen ſehen, wenn er überhaupt gerne Augen zugelaſſen hätte, ihn zu ſehen. Weil er kein Weib gehabt hatte, ſaß an dem Tage ſeine alte Gefährtin neben ihm auf der Bank, ſo wie an allen Orten, wo er vor der Erwerbung des Inſelhauſes geweſen ſein mag, nie eine Gattin bei ihm war. Er hatte nie Kinder gehabt und nie eine Qual oder Freude an Kindern erlebt, es trat daher keines in den Schatten, den er von der Bank auf den Sand warf. In dem Hauſe war es ſehr ſchweigſam, und wenn er zufällig hineinging, ſchloß er die Tür ſelbſt und wenn er herausging, öffnete er ſie wieder ſelbſt. Während die Jünglinge auf ihrem Berge emporgeſtrebt waren und ein wimmelndes Leben und dichte Freude ſie umgab, war er auf ſeiner Bank geſeſſen, hatte auf die an Stäbe gebundenen Frühlingsblumen geſchaut, und die leere Luft und der vergebliche Sonnenſchein hatten um ihn geſpielt. Als die Jünglinge nach Vollbringung des Tages auf ihr Lager geſunken und in Schlummer verfallen waren, lag auch er in ſeinem Bette, das in einer wohlverwahrten Stube ſtand, und drückte die Augen zu, damit er ſchlafe. —

Die nämliche Nacht ging mit dem kühlen Mantel aller ihrer Sterne gleichgültig herauf, ob junge Herzen ſich des entſchwundenen Tages gefreut und nie an einen Tod gedacht hatten, als wenn es keinen gäbe — oder ob ein altes ſich vor gewalttätiger Verkürzung ſeines Lebens fürchtete und doch ſchon wieder dem Ende desſelben um einen Tag näher war.

Eintracht.

Als das erſte blaſſe Licht des andern Tages leuchtete, ging Viktor ſchon in den noch öden Gaſſen der Stadt dahin, daß ſeine Tritte hallten. Es war anfänglich noch kein Menſch zu erblicken; dann begegnete ihm manche verdrießliche, verſchlafene Geſtalt, die zu früher Arbeit mußte; und ein beginnendes fernes Wagenraſſeln zeigte, daß man ſchon anfange, Lebensmittel in die große bedürfende Stadt zu führen. Er ſtrebte dem Stadttore zu. Außer demſelben wurde er von dem kühlen feuchten Grün der Felder empfangen. Der erſte Sonnenrand zeigte ſich am Erdſaume und die Spitzen der naſſen Gräſer hatten rotes und grünes Feuer. Die Lerchen wirbelten freudig in der Luft, während die nahe Stadt, die doch ſonſt ſo lärmte, faſt noch völlig ſtumm war.

Als er ſich außer den Mauern fühlte, ſchlug er ſogleich einen Weg durch die Felder gegen jenen grünen Baumplatz ein, von welchem wir ſagten, daß geſtern dort die Nachtigallen geſchlagen und die Jünglinge geſcherzt hatten. Er erreichte ihn nach einer nicht ganz zweiſtündigen Wanderung. Von da machte er den nämlichen Weg, wie geſtern mit den Fremden. Er ſtieg die ſchiefe Berglehne mit den Gebüſchen hinan, er kam an den Rand des Waldes, ſah ſich da nicht um, drang unter die Bäume ein, eilte fort und ſtieg dann über die Wieſe mit den Fruchtbäumen in das Tal hinab, von dem wir ſagten, daß es ſo ſtille iſt und daß in demſelben die zwei ſpiegelnden Bäche rinnen.

Als er in dem Grunde des Tales angekommen war, ging er über den erſten Steg, nur daß er heute, gleichſam wie zu einer Begrüßung, ein wenig auf die glänzenden Kieſel hinabſah, über welche das Waſſer dahinrollte. Dann ging er über den zweiten Steg und ging an dem Waſſer dahin. Aber er ging heute nicht bis zu dem Gaſthausgarten, in welchem ſie geſtern gegeſſen hatten, ſondern viel früher bog er an einer Stelle, wo ein großer Fliederbuſch ſtand, der ſeine Aeſte und Wurzeln mit dem Waſſer ſpielen ließ, von dem Weg ab und ging in den Flieder und das Gebüſch hinein. Dort war eine aſchgraue Gartenplanke, die ihre Farbe von den unzähligen Regen und Sonnenſtrahlen erhalten hatte, und in der Planke war ein kleines Türchen. Das Türchen öffnete Viktor und ging hinein. Es war ein Gartenplatz hier, und etwas ferner auf dem Platze blickte die lange weiße Wand eines niedern Hauſes, ſich ſanft von Holundergeſträuchen und Obſtbäumen abhebend, herüber. Das Haus hatte glänzende Fenſter und hinter denſelben hingen ruhige weiße Vorhänge nieder.

Viktor ging an dem Gebüſchrande gegen die Wohnung zu. Als er auf den freien Sandplatz vor dem Hauſe gekommen war, auf dem der Brunnen ſtand und ein bejahrter Apfelbaum war, an den ſich wieder Stangen und allerlei andere Dinge lehnten, wurde er von einem alten Spitz angewedelt und begrüßt. Die Hühner, ebenfalls freundliche Umwohner des Hauſes, ſcharrten unter dem Apfelbaume unbeirrt fort. Er ging in das Haus hinein und über den kniſternden Flurſand in die Stube, aus welcher ein reiner gebohnter Fußboden herausſah.

In der Stube war bloß eine alte Frau, die gerade ein Fenſter geöffnet hatte und damit beſchäftigt war, von den weißgeſcheuerten Tiſchen Stühlen und Schreinen den Staub abzuwiſchen und die Dinge, die ſich etwa geſtern abends verſchoben hatten, wieder zurecht zu ſtellen. Durch das Geräuſch des Hereintretenden von ihrer Arbeit abgelenkt, wendete ſie ihr Antlitz gegen ihn. Es war eines jener ſchönen alten Frauenantlitze, die ſo ſelten ſind. Ruhige ſanfte Farben waren auf ihm und jedes der unzähligen kleinen Fältchen war eine Güte und eine Freundlichkeit. Um alle dieſe Fältchen waren hier noch die unendlich vielen andern einer ſchneeweißen gekrauſeten Haube. Auf jeder der Wangen ſaß ein kleines, feines Fleckchen Rot.

„Schau, biſt du ſchon da, Viktor?“ ſagte ſie, „ich habe auch die Milch wieder vergeſſen, daß ich ſie warm gehalten hätte. Es ſteht wohl alles an dem Feuer, aber dasſelbe wird ausgegangen ſein. Warte, ich will es wieder anblaſen.“

„Ich bin nicht hungrig, Mutter,“ ſagte Viktor; „denn ich habe bei Ferdinand, ehe ich fortging, zwei Schnitten Kaltes von dem geſtrigen Abendmahle, das noch daſtand, gegeſſen.“

„Du mußt aber hungrig ſein,“ antwortete die Frau, „weil du ſchon bei vier Stunden in der Morgenluft und durch den feuchten Wald gegangen biſt.“

Brockenſammlung.

Annahmeſtelle Kloſter Marienberg:

Theologenpfennig.

Ungenannt aus Neuß 3 *M.* — Ungenannt aus Neuß 3 *M.*
Ungenannt aus Neuß 3 Mark.

Bonifatiusverein.

Ungenannt aus Neuß 1 *M.*

Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

zu welcher Religonsſekte er ſich bekenne, gab er die denkwürdige Antwort: „Chriſt iſt mein Name und Katholik mein Beiname: das eine unterſcheidet mich, das andere bezeichnet mich.“

Als dem hl. Polykarp der Statthalter mit dem Scheiterhaufen drohte, wenn er nicht Chriſtum verleugne, ſo gab er die ſchöne Antwort: „86 Jahre habe ich Chriſto gedient und er hat mir nie etwas zu leid getan, wie ſollte ich ihn jetzt verleugnen?!“

Gewiß, mein guter Chriſt, dir leuchtet die Sonne der Wahrheit. Schließe doch ihrem beglückenden Strahl niemals das Auge! Du beſitzeſt ja ein Gut, das alle Schätze umfaßt, nach denen das menſchliche Herz ſich nur ſehnen kann. Der Erde nichtiger Tand wird einſt verſchwinden; die Freuden, die dich jetzt umgeben, werden über kurz oder lang vor den Schmerzen des Krankenlagers fliehen; ernſt und düſter tritt das Grab vor deine Seele und Unruhe durchdringt deine Bruſt: zage nicht; das Licht des Glaubens verſcheucht ja alle Finſterniſſe und ſpendet Troſt in allen Leiden.

Bleibe treu dieſem Glauben und halte dich an den guten Rat, welchen Philipp Melanchthon ſeiner ſterbenden Mutter gab. Dieſer war zwar Luthers innigſter Freund und tätigſter Gehülfe in der Verbreitung der neuen Lehre. Als aber ſeine Mutter auf dem Krankenbette ihn beſchwor, ihr doch zu ſagen, ob ſie bei dem alten Glauben bleiben oder den neuen annehmen ſolle, gab er ihr zur Antwort: „Bleibe du bei deinem katholiſchen Glauben; **denn in der neuen Religion iſt zwar leichter zu leben, aber in der alten iſt beſſer zu ſterben!“**

Abend am Rhein!

Sonne ſinkt in purpurnem Schein, — Leiſ’ die Dämmerung ſteiget, — Abendwind ſäuſelt, am Uferrand — Die Weide den Wipfel neiget.

Fern klingt eines Vögleins erſterbend Lied, — Ein Glöcklein ſanft verhallet, — Die Welle taumelt, bei rauſchendem Ried — Ringsum der Nebel wallet.

Es ſteiget der Mond, im Silberſchein — Erglänzt die klare Flut, — Schweigend zu Tal noch gleitet ein Schifflein — Dann einſam alles ruht.

Gedanken, den Neid zu bezwingen.

In jeder Familie gibt es irgendwelche Sorge und Not, in jedem Menſchenleben Kummer und Leid. — Wie verſchieden das Leid auch ſein mag, eines trifft jeden von uns — der Tod. — Und bis zum Tode iſt das Leben eines Jeden ein Kreuzweg, für den Gläubigen, wie den Ungläubigen, für den Guten, wie den Böſen. So iſt in dieſer Beziehung keiner zu beneiden.

Zugegeben, könnte man ſagen: aber mit dem Kreuzweg, den alle zu gehen haben, iſt es ſo eine eigene Sache. Ich bin ein armer Mann, und muß meinen Kreuzweg gehen, möchte aber gern mit dem Kreuzweg, den der reiche Millionär zu gehen hat, tauſchen. Und doch könnteſt du dich in der Meinung, du hätteſt es dann beſſer, ſelbſt täuſchen, Vielleicht hat der Reiche viel mehr Aerger, Furcht und Sorge als du.

Du klagſt über deine viele Arbeit, aber, meinſt du denn, dem Müßiggänger ſchmeckten die ausgeſuchteſten Speiſen beſſer, als dir das einfache Mittagsmahl? Er hätte einen ſo feſten und erquickenden Schlaf, wie du, Und derjenige, der den Tag nicht herumzubringen weiß, wäre ſo vergnügt, wie du, dem der Tag immer zu kurz iſt?

Wünſche, die man nicht befriedigen kann, machen den Menſchen unglücklich. Lehrt uns denn nun nicht die Erfahrung, je mehr Wünſche der Menſch erfüllt ſieht, ſein Herz deſto unerſättlicher wird, daß der Menſch in der Art einem Fieberkranken gleicht, der, je mehr er trinkt, um ſo mehr Durſt bekommt, einem Schlund, der, je mehr man hineingießt, um ſo mehr ſich erbreitert, einem Brandherde, der um ſo mehr alles in ſeiner Umgebung ergreift, je mehr man ihn ſchürt und er Holz und Stroh zu ſeiner Nahrung erhält. Laſſen wir doch einmal die Welt Revue paſſieren und ſehen, wer zu beneiden iſt.

In den Städten gibts große Häuſer, Anſtalten für Gefangene, Hoſpitäler für die Kranken. Wie viele weilen darin? Sind ſie zu beneiden?

Auf den belebten Straßen bewegt ſich eine Menge Modenärrinnen, ſind die zu beneiden, die ſich über einen ſchönen Hut oder ein elegantes Koſtüm einer anderen grämen können, als hätte man ihnen die Haare des Bubenkopfes ausgeriſſen?

Sind diejenigen, die halbe Tage in den Kaffees und halbe Nächte in den Wirtshäuſern liegen, und außer in Theater und Kinos nicht wiſſen, was ſie mit der Zeit anfangen ſollen, zu beneiden? Sind die Künſtler und Gelehrten zu beneiden, die ſich gegenſeitig vor Rivalität auffreſſen möchten, die Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die ſich totunglücklich fühlen, wenn an einem Abend der Beifall des Publikums nur ein wenig ſchwächer geweſen?

Sind die Lebemänner und Lebedamen zu beneiden, die eigentlich nie einen eigentlich geſunden Tag haben? Sind die Opfer des Spielteufels, des Alkohols zu beneiden? Die reichen Eltern ungeratener Kinder, die in der Ehe Betrogenen, die von Krankheiten und plötzlichen Unglücksfällen Heimgeſuchten, die ewig Ehrgeizigen, die ſtets Unverſtandenen, die immer Griesgrämigen?

Sieh dir alle dieſe Genannten einmal an, und deren gibt es viele Tauſende, und dann ſage, ob du nur einen davon wirklich beneiden magſt?

Und dazu müßteſt du auch wiſſen, was ein jeder dieſer von dir Beneideten in Beruf und Familie erlebt und erduldet, was er von Vorgeſetzten, Kollegen und Untergebenen erfährt, was ſein Arzt ſagt und wie ſeine Finanzen ſtehen. Und endlich müßteſt du jede Falte ſeines Herzens, ſein ganzes Gewiſſen durchſuchen können, um ſicher zu ſein, daß dein Nächſter glücklicher ſei, als du. Biſt du deſſen nicht gewiß, ſo iſt dein Neid, von allem anderen abgeſehen, eine wahre Torheit. Drum ſei klug, beneide niemand und mache aus dir ſelber das Beſte, was du aus dir mit Gottes Gnade machen kannſt.

Seines Glückes Schmied wird der, der feſt und tapfer auf den eigenen Amboß klopft, d. h. treu nach ſeinem Berufe lebt. Du mußt Generaliſſimus, Feldherr, Gelehrter, Dichter, auch ein bißchen Diplomat in deinem eigenen Berufe, in deiner Handwerksſtube. auf deinem Büro, in deinem Garten, auf deinem Felde, in deiner Nähſtube und in deiner Küche werden, dabei recht fromm und gottesfürchtig ſein, und der alte neidiſche Adam wird bald in einen neuen Menſchen verwandelt werden.

Fridolin, der gute Kerl.

Ein beſſerer Kerl, als der Fridolin, war wirklich nicht leicht zu finden, das muß wahr ſein, denn das ſagte nicht bloß der Jakob und der Heinrich, ſondern auch der Meiſter, bei dem er arbeitete, und die ganze Nachbarſchaft, Männer und Frauen, die um ihn herumwohnten. Er konnte keiner Fliege etwas zu Leide tun, blieb immer munter und fröhlich und arbeitete fleißig und ſauber.

Er war ſeines Zeichens ein Maurer, und da ſein Geſchäft im Winter nicht konnte betrieben werden, hatte er allerhand nebenbei erlernt, ſo daß er überall gern geſehen und hier zu dieſem und dort zu jenem herangezogen wurde. Die Gabe der Unterhaltung beſaß er in merkwürdigem Grade und eine ganze Stube voll Menſchen kam nicht aus dem Lachen, wenn er ſeine Witze und Späſſe machte. War irgendwo ein Feſt, dann war der Fridolin ſicher dabei. Wurde in einem Verein ein Theaterſtück von Dilettanten aufgeführt, der Fridolin ſpielte ſicher eine Hauptrolle.

Mit ſeinem netten liebenswürdigen Weſen hatte der 26jährige Fridolin, „der gute Kerl“, wie ſie ihn immer nannten, bald das Herz von Chriſtina, der Tochter eines tüchtigen Bäckermeiſters, gewonnen. Der Vater hatte zwar nichts von der Heirat wiſſen wollen, aber was wollte er eigentlich haben gegen einen ſo „guten Kerl“, wie der Fridolin war. Zwar meinte der Bäcker, wie andere verſtändige Männer, in dem jungen Fridolin ſtecke ein alter Tunichtgut; gutmütige Leute dagegen waren der Anſicht, die brave, verſtändige Chriſtine werde ihn bald herumkriegen. Dieſer Glaube ſchien anfangs auch nicht zu Schanden zu werden. Der junge Maurermeiſter arbeitete von früh bis ſpät und pfiff ſein Lied ſo fröhlich von der hohen Mauer, daß man es über zehn Häuſer weit hören konnte. Er hatte ſeine Frau von Herzen gern und tat ihr alles zu lieb und ſchien nur für ſie zu leben.

Man ſah ihn von nun an nie mehr ohne ſeine Chriſtine; die Leute ſchauten auf, wenn das ſchmucke Paar Sonntags zur Kirche kam und machte Fridolin ſeinen Ausgang, ſo wußte ſeine Chriſtine ihn zur rechten Zeit wieder nach Hauſe zu bringen.

So ging alles gut, bis das erſte Kindchen ihm geboren wurde. Da hatte er vor lauter Freude nach der Kindtaufe mit alten Bekannten tüchtig getrunken, war hernach noch mit ihnen von einem Wirtshaus zum anderen gegangen, und wohin er kam, ſtreckten ihm muntere Gäſte die Hände entgegen und riefen: „Sieht man dich auch noch einmal, wir meinten faſt, man hätte dich „guten Kerl“ lebendig begraben.“ Fridolin kam wieder in ſein altes Element, ein Witz ſchlug den andern und die Gäſte lachten und jubelten, wie lange nicht mehr. Was war natürlicher, als daß ſie ihn beſtürmten, doch nun wieder in die Geſellſchaft zu kommen, ſeine Frau habe jetzt genug mit dem Kleinen zu ſchaffen uſw. Daheim bleiben konnte er nun Sonntags nicht mehr, früh nach Hauſe kommen auch nicht mehr; zu dem einen Glas ſetzte er ein zweites, ein- drittes und viertes, zur neunten noch die zehnte und elfte und zwölfte Stunde, zum Sonntag allmählig auch den Montag, Mittwoch und Samstag.

Kam er dann nach Hauſe und hatte ſeine arme Frau verweinte Augen und machte ſie ihm Vorwürfe, dann lachte Fridolin, klopfte ihr begütigend auf die Schulter, machte allerhand Späſſe und ſagte: „Liebes Frauchen, ſei zufrieden, du haſt ja doch „den beſten Kerl von der Welt.“

Daß ſein Hausweſen den Krebsgang ging, lag auf der Hand, und daß die ordentlichen Männer ſich von dem Leichtfuß zurückzogen, iſt auch begreiflich. Da er nun nach ſeiner Meinung ohne Geſellſchaft nicht leben konnte, geriet er nur zu bald in die Gemeinſchaft von Trinkbrüdern und Tagedieben. So kam er allmählig ganz herunter, er arbeitete immer ſeltener und faſt nur, wenn auf keine andere Weiſe Geld für ſeinen Branntwein aufzutreiben war; ſeine Frau grämte und härmte ſich ab und die armen Kinder litten bittern Mangel. Dabei erkannte Fridolin in einer guten Stunde ſeinen unglücklichen Zuſtand ſehr wohl, das Gewiſſen regte ſich gewaltig, aber anſtatt ſich zu beſſern, ſuchte er dann von neuem im Schnaps die innere Stimme zur Ruhe zu bringen. Dabei blieb er aber in ſeinen Augen „der alte gute Kerl und die beſte Seele von der Welt.“

Seine wirklich ſehr brave, fromme und heldenmütige Frau litt, wie man ſich denken kann, furchtbar unter dieſem Leben. Wie oft ſaß ſie

nach der Tagesarbeit, wenn ſie bis Mitternacht den Kindern immer wieder von neuem die Höschen und Kleider geflickt, da bei des Mannes Trinken an neue Kleider kaum zu denken war, bis ein, zwei Uhr unverdroſſen und wartete geduldig auf ihren unglücklichen Gatten. Wie oft machte ſie den immer wieder vergeblichen Verſuch und wagte ſich ſelbſt unter die rohe Geſellſchaft, um ihren Mann, der ſonſt ſo „ein guter Kerl“ war, mit nach Hauſe zu nehmen; wie oft mußte ſie von den Leuten hören: „Wenn ich ſo einen Mann hätte, ich wäre ihm längſt davongelaufen.“ Trotz allem behielt ſie ihren Gatten außerordentlich lieb, ſie tat für ihn, was ſie konnte, arbeitete unermüdlich und betete unabläſſig für ihn mit ihren Kindern. Wie oft habe ich ſie mit den Kleinen am Bilde der ſchmerzhaften Mutter geſehen, dort ſuchte ſie Troſt in Weinen und Flehen bei der Königin der Martyrer. Ich weiß nicht, was aus dem Fridolin werden wird, denn er lebt noch, doch wird das Gebet der treuen Chriſtine ihn, ſo hoffen wir, trotz ſeines böſen Wandels, wohl noch auf gute Wege bringen. — Daß der „gute Kerl“ von einem Fridolin Schläge verdiente, wenn er ein ſolches Leben zur Qual ſeiner braven Gattin noch länger fortſetzen und nicht bald ein anderer Menſch werden wollte, ich meine, damit ſind nicht bloß die Frauen, ſondern auch alle Männer unter unſern Leſern einverſtanden.

Ein „guter Kerl“ war Fridolin,
So lang er trank nicht gar zu viel;
Als er dem Laſter ſich ergab,
Ging’s ſchnell mit ſeinem Glück bergab.
Die Gattin weint, die Kinder klagen,
Als wollten ſie es allen ſagen:
Die Trunkenheit bringt frühen Tod
Und Sorg’ und Kummer, Leid und Not.

Der Führer der Straßenbahn.

In Hitz’ und Froſt, in Staub und Regen — Jedwedem Wetter die Stirn entgegen — Die Hand an der Kurbel, das Auge geſpannt — So ſteht der Führer an ſeinem Stand — So ſteht er von früh bis abends ſpät. — Das ſchwatzt um ihn, das kommt und geht — Das ſtößt und drängt ſich, das ſcherzt und lacht — Bis tief hinein in die Mitternacht — Starr blickt er hinab in der Straße Gewühl — Er ſteht auf Poſten, er kennt nur ein Ziel — Wie’s um ihn haſtet und wirrt und flieht — Daß nur kein Unglück, kein Unglück geſchieht — Nur einmal da draußen, da kann es geſcheh’n — Wo grüne Bäume an der Straße ſteh’n — Da bricht ein Lächeln die ſtarre Ruh — Vom Wegrand blickt fröhlich ſein Weib ihm zu — Sein Junge ſpringt flink an die Vordertür — Und bringt ihm ein Brot und ein Fläſchchen Bier — Fährt jubelnd mit zur Endſtation — Für den Führer der ſchönſte Tagelohn. — Sei jedem, wie und wo er auch fährt — Solch eine Strecke Weges beſchert!

Sich ausſprechen.

Einmal hörte ich in der Eiſenbahn der Unterhaltung zweier Dienſtmädchen zu. Die eine fing an, alle ihre Leidenszuſtände zu klagen und Mitleid zu heiſchen. Sie erzählte, wie ſchwer ſie es habe, wie nervös die Frau, wie grob der Mann, wie ungezogen die Kinder ſeien, wie ſpät ſie zu Bett käme, wie früh ſie aufſtehen müſſe, wie ſchlecht das Eſſen ſei, wie wenig Ausgang ſie habe, wie alles, was zu Beſuch ins Haus käme, ſo knickerig ſei und es kaum einmal ein ordentliches Trinkgeld gebe uſw. Die Lebhaftigkeit, mit der alle die Anklagen herausſprudelten, ſchien das Mädchen eine gewiſſe bitterſüße Luſt in dieſer Ausſprache gewinnen zu laſſen. Iſt doch der tiefſte Schmerz gewöhnlich ſtumm.

Die andere empfand Mitleid, aber, wie es ſchien, nicht mit der Wehklagenden, ſondern mit ſich ſelbſt, und ſo begann ſie denn auch ihrerſeits eine Jeremiade anzuſtellen. So ging die Unterhaltung lange Zeit weiter, wobei jede nur auf ſich hörte. Zum Schluß ſchienen ſie wunderbar getröſtet, weil ſie ſich einmal ſo recht nach Herzensluſt hatten auslamentieren können. Die zwei Mädchen ſind nicht Ausnahmen, ſondern ein Typ, eine regelmäßige Erſcheinung, die heute nicht ſelten iſt. Wie viele Leute, ſogar ſogenannte fromme Leute, haben das Bedürfnis, ſich, wie ſie ſagen, einmal auszuſprechen, und nicht ſelten ſind arme geiſtliche Herren bei dieſem Sichausſprechen das Opferlamm. Und worin beſteht manchmal dieſes ſogenannte Sichausſprechen? In nichts anderem, als in der Klage, daß man ſie nicht verſtehe, daß man ihre beſten Abſichten durchkreuze, daß man ihnen überalle Hinderniſſe in den Weg lege, ſie verklatſche, ſie nicht leiden können, mit Mißtrauen behandle, ſie immer in die Ecke drücke. Eine prachtvolle Ausſprache! Und wehe dem geiſtlichen Herrn, der dann der ſo Sichausſprechenden reſolut ins Geſicht ſagt, was in ſolcher Lebenslage der göttliche Heiland verlange, nämlich das Kreuz zu tragen und es für ſich zum Grundſatz zu machen: „Anderen nichts zu ertragen zu geben und ſelbſt von anderen alles ertragen zu lernen.

Man kann ſicher ſein, ein ſolcher iſt für die Zukunft nicht mehr der ausgezeichnete Seelenführer, und bei dem ſich noch einmal auszuſprechen haben ſie keine Luſt, obgleich das der beſte Ratgeber für ſie wäre. Und warum? Weil hier die Eigenliebe, die ſich in der Erzählung von angetanen Kränkungen gefällt, keine Nahrung findet. Ein ſolcher geiſtlicher Herr wird für ſolche Perſönchen nie der Mann des Vertrauens werden, wenn er auch ſonſt noch ſo gelehrt und tüchtig iſt. Wie viele von denjenigen, die ſich immer ſo gern als Opferlämmer, als die Unverſtandenen, als die Zurückgeſetzten beklagen, ſind nichts anderes als Egoiſten und nicht ſelten geneigt, ihre Umwelt durch Brummen und Anmaßung zu beherrſchen. Und wenn ihre Umgebung ſich das nicht gefallen läßt, ſind ſie beleidigt, gekränkt, verletzt gnd ſchlagen, wo möglich, Krach.

Das Leid, über das ſolche Leute ſich beklagen, iſt manchmal nur eine Dekoration. Wenn ihnen dieſes vermeintliche Leid abginge, ſie ſich nicht beklagen könnten, fehlte ihnen etwas und wären ſie erſt recht unglücklich. Es iſt eine Art Hyſterie. Die Leute ſind einem ungelüfteten Zimmer vergleichbar. Wenn ſie ein wenig die Fenſter ihrer Seele öffneten und Licht und Luft ins Innere ließen, würden die Motten abgeſtandener, ſauertöpfiſcher, fixer Ideen auseinanderſtieben.

Und was ſind denn unſere kleinen perſönlichen Leiden gegen das unermeßbare große Leid der Zeit. Man komme einem doch nicht mit dem ſophiſtiſchen Einwand, daß die Mückenſtiche des Alltags ſchwerer zu ertragen ſeien, als das große Ungemach. Man denke einmal an ſo manche Mütter, die drei Söhne im Kriege verloren und es gottergeben tragen, an ſo manche arme Familie, die unter dem Dache wohnt und kaum Brot für die Kinderſchar hat, an ſo manchen ehrenwerten Mann und Prieſter, dem böſe Verleumderzungen Ehre und guten Namen genommen. Man denke als Chriſt erſt recht an denjenigen, der als unſer Erlöſer mit dem ſchweren Kreuze vor uns hergeht und von dem wir im Faſtenliede ſingen:

**Schau an die Lieb, die Gottesſohn
Zu deinem Heil getragen,
Da er erduldet Spott und Hohn
Und ließ ans Kreuz ſich ſchlagen.**

Gütige Deutungen.

Ueber den Nächſten kein abſprechendes, liebloſes Urteil fällen, iſt eine Kunſt und eine Tugend, die man ſchwer und gewöhnlich erſt lernt, wenn man ſchon weit im geiſtigen Leben fortgeſchritten iſt. Alles Reden, das geſchieht, ſei es nun in den Zeitungen, hinter dem Glas, vor den Kirchtüren, iſt in ſehr vielen Fällen eine Kritik über andere Menſchen.

Wer ſich dieſer Kritik hingibt — und wie viele von uns tun das -- der gibt zu jeder Handlung eines anderen, der in ſeinen Geſichtskreis kommt, ſeinen Kommentar, ſeine Erklärung. Und wenn es die Handlung eines Menſchen iſt, dem man feindlich geſinnt iſt, den man beneidet — und wie weit verbreitet iſt der Neid — einer Partei, zu der man im Gegenſatz ſteht, ſo kann man ſicher ſein, daß die Kritik eine abſprechende iſt.

Kritiſieren, Beſſer wiſſen wollen, Nörgeln kann dem Menſchen ſo zur zweiten Natur werden, daß die Handlungen des Nächſten, ſo fernab ſie auch von unſerem Pflichten- und Verantwortungskreis liegen, ſich unſerem Geiſte darſtellen, als heiſchten ſie ein Urteil von uns.

Heute weiß jeder Zwanzigjährige und jeder, der für die Zeitung ſchreibt, beſſer, wie Stadt und Land regiert werden müſſen, wie Reichskanzler und Oberbürgermeiſter. Und was die Gret verkehrt gemacht und der Hans, und warum der Michel die Bille genommen, das wiſſen manche Nachbarinnen und Neiderinnen beſſer, als die beiden.

Wundern wir uns nicht darüber, hat doch ſelbſt der göttliche Heiland in den Phariſäern ſeine Kritiker gehabt.

Du magſt machen, was du willſt, man wird immer an dir etwas auszuſetzen haben. Gehſt du ins Kloſter, ſo ſagt man: du täteſt es aus verſchmähter Liebe, heirateſt du, ſo meint man: wie lange wäreſt du auch dem Fritz ſchon nachgelaufen. Kleideſt du dich einfach und ſittſam, ſo nennt man dich eine Möhn oder alte Jungfer, läufſt du hochmodern in einem dünnen Florkleid wie in einem Hemd herum, dann drehen ſich deine Freundinnen und ſagen: „Sieh einmal die Gans.“

Alles das iſt noch harmlos, ſchlimmer aber, wenn dieſes Kritiſieren und liebloſe Ausdeuten ſich auf Dinge bezieht, die die Ehre und die Tugend betreffen. Denn dann ſind Ehrabſchneidungen und Verleumdungen an der Tagesordnung.

Auf unſere Seele aber wirkt dieſe Kritiſierwut ſchlechthin zerſtörend. Wenn wir uns um etwas Mühe geben müſſen, dann iſt es, dieſe ungütigen, liebloſen Deutungen und Beurteilungen des Tuns und Laſſens unſeres Nächſten von uns fern zu halten. Auch den frommen Leuten, die an allen Uebungen des religiöſen und kirchlichen Lebens, ſelbſt an dem öfteren Sakramentenempfang teilnehmen, iſt dringend zu raten, in dieſem Punkte eine ernſtliche Gewiſſenserforſchung anzuſtellen.

Man vergeſſe nicht, das Richtmaß des jüngſten Gerichtes iſt eines für alle, es iſt das Maß, womit wir ausgemeſſen haben. Unſere Neigung zu liebloſen Urteilen könnte uns ſagen, wie unſer Urteil im Gericht ſein würde, wenn es heute mit uns zum Sterben käme. Wollen wir es darauf ankommen laſſen?

Es iſt nun zwar ſehr ſchwer, über Nacht ſolches Urteilen ganz aufzugeben. Begingen wir keine Fehler, gegen die Liebe, dann wären wir ja vollkommene, heilige Menſchen. Iſt doch nach den